

Zeitschrift: Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens
Herausgeber: [s.n.]
Band: 2 (1946)

Artikel: Tod und Sterben
Autor: Rehli, Johann
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-550451>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

TOD UND STERBEN

Von Johann Rehli

Der Wanderer, der bis Mitte des letzten Jahrhunderts von Chur her nach Maienfeld kam, der trat durchs Lindentor, das sich im Norden an das Sprecherhaus anlehnte, ins Städtchen ein. Von der Stadtmauer aber über dem Tor grüßte ihn der Tod — ein schauriges Gerippe, groß und schwarz an die graue Mauer hingemalt. In der hochehobenen Linken schwang der Knochenmann die Sense, in der Rechten hielt er die Sanduhr. Ein ergreifendes «Memento mori» für jeden, der durchs Tor ging.

Vermutlich hat Hans Ardüser — der Maler, Chronist und Schulmeister — das Bild geschaffen, war er doch zwei Winter, in den Jahren 1577/79, «Schuolmeister zuo Meyenfält». Er verließ das Städtchen dann allerdings wehen Herzens, da er umsonst um die Hand eines braven Waisenmädchens mit tausend Gulden barem Vermögen angehalten hatte, dessen gestrenger Vormund aber von einer Verbindung mit einem Hungerleider nichts wissen wollte. Wir verspüren etwas von Ardüasers Herzeleid, wenn wir in seiner Selbstbiographie lesen: «Sie war mir fürus lieb . . ., ich verlor als; that mir härzigklich weel!» Ob der damals Zweundzwanzigjährige den Tod an die Wand gemalt oder ob er in spätern Jahren, als die Wunde nicht mehr schmerzte, auf einer seiner Malerfahrten in Maienfeld Halt gemacht hat, wir wissen es nicht. Das Lindentor ist 1861 verschwunden, mit ihm das Bild. Aber nach wie vor kehrt der Tod im Städtchen zu und nimmt den Wingertleuten, den einen früher, den anderen später, die Rebschere, den Karst, die Hacke aus der Hand.

Wir haben hier das verbreitetste Bild des Todes vor uns: den Knochenmann mit Sense und Stundenglas. Die Darstellung beruht auf der Gleichsetzung des Todes mit dem Toten. Ursprünglich waren es die Verstorbenen, die dargestellt wurden. Sie stiegen um Mitternacht aus

den Gräbern. Sie tanzten den schaurigen Reigen über den offenen Gräften und versuchten die Lebenden in ihren Kreis zu ziehen. So entstehen auf einem Holzschnitt des Michael Wolgemut (1443—1519) die halbverwesten Leichen der Erde. Fleischfetzen hängen von den Knochen, feuchte Haare kleben am Schädel. Sie tanzen in wilder Lust. Hängende Eingeweide schleifen am Boden, und gellende Schreie hallen über den stillen Kirchhof. Immer mehr aber entwickelte sich aus dem Bild der Toten das Bild des personifizierten Todes. Wir erinnern uns an Holbeins Totentanz und an die Bilder Alfred Rethels (1816—1859), der als letztes Werk vor seiner geistigen Umnachtung das Bild «Der Tod als Freund» schuf, nachdem er ihn vorher als Würger und als Anstifter zu Revolution und Brudermord dargestellt hatte. — Von der Kunst her ist die Vorstellung vom Tode stark beeinflusst. Wo er dem Manne aus dem Volke sichtbar erscheint, da tut er es meist als Gerippe.

In anderer Gestalt erschien der Tod zur Zeit des großen Sterbens, zur Zeit der Pest, im Prätigau. Begleitet von der Tödin schlurfte er, von der «Schloßbruck» im Felsenbach her kommend, durch die Klus herein. Es war ein gar seltsames Pärchen; beides kleine, alte, gespenstige Wesen mit fahlen Gesichtern und eingefallenen Wangen. Er trug in der Rechten einen gewaltigen Bergstock, auf der linken Schulter eine Schaufel. Die Tödin stützte sich auf einen groben Reisigbesen, und unter der zerknitterten Florkappe hervor fielen schneeweiße Haare über eine tiefgefurchte Stirn. In Pardisla erbaten sie sich beim Wirt einen einfachen Imbiß und ein bescheidenes Nachtlager, was ihnen gewährt wurde. Dann aber geschah anderntags das Unheimliche. Die beiden bestellten ein Festessen für dreißig Personen und zogen dann mit Schaufel und Besen davon. «I schufla aba, du fägst zämma!» raunte geheimnisvoll der Alte und verschwand dann in Richtung Valzeina. Punkt 12 Uhr aber saßen sie am Tisch und verschlangen ganz allein das üppige Mahl. Dabei wurden die unheimlichen Gäste immer blasser und abgezehrter. Den Wirt und seine Frau überlief es eiskalt, und sie nahmen den Alten nichts ab, als sie taleinwärts davonschlichen. Kaum aber waren sie fort, kam die Hiobsbotschaft, daß in Pardisla, Seewis und Valzeina die Pest ausgebrochen. Nur der Wirt mit seiner Familie blieb verschont. In dieser Pestsage überrascht uns die weibliche Gestalt, die Tödin. Sie erscheint bei uns selten, während sie auf slawischem Boden die Menschen oft schrecken soll.

Wir kehren zurück nach Maienfeld. Dort begegnete eine alte Pflegerin dem Tod einst in einer Krankenstube. Er stand am Fußende des

Bettes, still und ruhig und wartete geduldig. Seine große, schlanke Gestalt im dunkeln Mantel hatte nichts Drohendes, sein bleiches, ernstes Gesicht mit den gesenkten Augen nichts Erschreckendes, nichts Grauererregendes an sich. Es war der Tod, wie ihn die Spätantike sah, der Sohn der Nacht, der Bruder des Schlafes. Nur die gesenkte Fackel fehlte. Oder war es der Todesengel, der am Sterbelager wartete? Die Alte kann heute nicht mehr sagen, ob die Gestalt Flügel trug oder nicht. Aber sie hat an manchem Sterbebett ein feines Rauschen vernommen, das nur vom Flug des Todesengels herrühren konnte.

Daß der Tod unserem Bauernvolk in sichtbarer Gestalt entgegentritt, bildet jedoch die Ausnahme. In der Regel überschreitet er unsichtbar die Schwelle des Hauses. Aber er kommt nie plötzlich und unvermittelt; er schickt vielmehr seine Boten voraus. Der Todesvorzeichen gibt es unendlich viele; denn jedes unerklärliche und ungewöhnliche Geschehen kann als solches gedeutet werden. Manches Zeichen findet allerdings seine richtige Erklärung erst nach Eintritt eines Todesfalles.

Da sind es vor allem Tiere, die der Tod als Vorboten seines Kommens schickt. Im Getäfer pocht und tickt der Holzwurm, darum auch Totenührli oder Totenhämmerli genannt. Doch steht in Maienfeld auch schon ein Todesfall bevor, wenn der Holzwurm seine Arbeit still und unhörbar verrichtet und nur viele «Hüfeli» macht. Allüberall schreit der Totenvogel. Ruft er vor dem Fenster, dann stirbt bald jemand im Haus; ruft er aus der Ferne, dann holt der Tod in Maienfeld einen Verwandten, in Grüşch einen Nachbarn. In Schiers sind es zwei Vögel: der Totenvogel schreckt die Menschen durch sein dumpfes: Tot – tot – tot!, die Tschiwitte (= Steinkauz) lockt mit ihrem helleren: Komm-mit, komm-mit! In Maienfeld fliegen in auffallender Weise die Krähen um oder über das Haus, oder durch die Reihen der Begräbnisteilnehmer schleicht eine Katze. In Schiers zernagen die Mäuse die schmutzige Wäsche. An der Oberseite der Milz des geschlachteten Schweines findet sich ein Grübchen, wenn ein Todesfall unmittelbar bevorsteht.

Neben den Tieren künden unscheinbare Vorgänge im Haushalt Todesfälle an. Die Stubenuhr bleibt plötzlich stehen. In Fanas oben wird das Birnbrot beim Backen schwarz, in Seewis bekommt seine Rinde Risse, am Schierserberg geht das Brot nicht auf. In Maienfeld springt Geschirr, ohne daß man es berührt hat, und am Christbaum flackern die Kerzenlichter unruhig. Bedeutsam sind Geräusche. Der Tod pocht dreimal laut an die Wand oder an die Türe. In Grüşch wirft er dreimal Sand an die Fensterscheibe, in Valzeina klirrt in der Werkstatt

des Sargmachers die Säge. Daß die Kirchenglocken den Tod ankündigen, verwundert uns nicht so sehr, begleiten sie doch den Menschen mit ihrem Geläute von der Wiege bis zur Bahre. Beginnen die Schierser Glocken gleichzeitig mit denen einer Nachbargemeinde zu läuten, so steht in einer der Gemeinden ein Todesfall unmittelbar bevor. In Maienfeld schlägt die Glocke nach dem Läuten noch einige Male an, sie «tuet noklinke», oder sie ruft in auffallend traurigem Ton, es «tuet truurig lüte». In Peist zeigt der letzte Glockenschlag beim Grabläuten an, aus welcher Richtung die nächste Leiche kommen wird. In allen Gemeinden aber schlägt die Glocke ins Läuten hinein, wenn der Tod einkehren will, in Maienfeld ins Abendläuten, in Seewis ins Predigt-ausläuten, in Grüşch ins Sonntags- und Begräbnisläuten.

Besonders aufschlußreich sind auch der Zeitpunkt des Todesfalles und der Leichenzug. «Fritig e Lich, bald wieder e Lich! Mittwoch e Lich, en anderi gli!» sagt der Volksmund und kennzeichnet so einen Todesfall an einem der beiden Unglückstage der Woche als besonders verhängnisvoll. Liegt eine Leiche über Sonntag, so folgt bald eine andere nach. Wird beim ersten Todesfall im Jahr eine Ehe getrennt, werden im Laufe des Jahres noch sieben Ehen durch den Tod geschieden. Und in Zizers sterben viele Wöchnerinnen, wenn der Himmel am Neujahrs-morgen gerötet ist. Es stirbt in Kürze wieder jemand in der Gemeinde, wenn im Leichenzug Lücken sind oder wenn beim paarweisen Gehen im Trauerzug sich eine überzählige Person ergibt; ist es ein Mann, stirbt als erster ein Mann. Auch geht am Schierserberg die Redensart: «Hüt bin i im Lichezug bi de Hinderschte gsi; i chumma bald witer fürhi!», das heißt es wird ein Verwandtes sterben.

An dieser Stelle mag noch erwähnt werden, daß der Tod durch unbedachte Handlungen herausgefordert werden kann. So stirbt in Maienfeld jemand im Hause, wenn das Holz des Holunderbaumes, dem in grauer Vorzeit besondere Verehrung zuteil wurde, verfeuert wird. Die alte N. B., ein überaus sparsames Fraueli, verwendet Holunderholz deshalb nur im unbewohnten Dorfwaschhaus. In Schiers darf es übrigens von Witfrauen ohne Bedenken verbrannt werden.

Im Gebiet der ehemaligen Zehn Gerichte geht auch das Totenvolk um, jener geheimnisvolle Zug, dem unsere Väter in stiller Nacht oft begegnet sind. Mein Urgroßvater mütterlicherseits, an den ich mich noch dunkel erinnere, hörte in seinen letzten Lebensjahren das dumpfe Geflüster der vorbeiziehenden Toten fast Nacht für Nacht. Durch die halbgeöffneten Jalousien konnte er die dunklen Gestalten, die sich

durch die Vorstadtgasse bewegten, sehen. Die Hintersten trugen meist einen Sarg. Am Vorabend seines Todes sah er mit Schrecken, wie er selber ganz allein hinter den Trägern einherschritt. Er faßte sich jedoch bald und teilte seinen Angehörigen am nächsten Morgen ruhig seinen bevorstehenden Tod mit. Fräulein M. begegnete dem Totenvolk einst abends spät beim Friedhof. Sie erkannte unter den schweigenden Gestalten die noch lebende Frau K., die dann aber kurz darauf so schwer erkrankte, daß sie wochenlang das Bett hüten mußte. Der geisterhafte Leichenzug erscheint im allgemeinen nachts um zwölf Uhr und bewegt sich durch die Gasse, in der ein Todesfall bevorsteht. Er ist in Maienfeld aber zu jeder Nachtzeit gesehen worden, doch immer nur von Fronfasten- oder Weihnachtskindern, ganz ausnahmsweise auch etwa von gewöhnlichen Sonntagskindern.



Das untere Stadttor in Maienfeld
Zeichnung F. Behm, Ragaz

Aber auch im Prätigau und im Schanfigg geht das Totenvolk um. W.s Vater, der ihm oft begegnete, erkannte jeweilen nicht nur die Person, die bald sterben mußte, sondern auch die Träger, längst verstorbene Dorfgenossen. Der alte M. vernahm eines Nachts ein Rauschen und Murmeln vor seinem Hause. Er sprang aus dem Bett und schlüpfte in der Eile nur mit einem Bein in die Hosen. Ans Fenster geeilt, sah er unten auf der Gasse viele schwarzgekleidete Gestalten und mitten unter ihnen einen, der nur mit einem Bein in den Hosen steckte. Mit Grausen erkannte M. sich selber. Kurze Zeit darauf starb er. Ein Mesnersbub traf das Totenvolk einst in einer Christnacht im Schuderser Kirchlein an. Er vernahm seltsames Gemurmel und einen traurig-wehmütigen Gesang und erkannte unter den schwarzgekleideten Gestalten seine noch lebende Großmutter, die dann aber innert Jahresfrist starb. In Grüşch versammelte es sich einst in einem Baumgarten und zog unter lautem Murmeln zum nahen Friedhof, wo sich die Teilnehmer aufstellten. Man vernahm deutlich, wie in der Erde gegraben

wurde. Kurze Zeit darauf starb in dem Hause, zu dem der Baumgarten gehörte, eine liebe Tante. — Es ist übrigens nicht ungefährlich, dem Totenvolk zu begegnen. Der Grüscher weiß, daß er erdrückt wird, wenn er nicht rechts ausweicht. Die Peister machen zwei Schritte nach rechts und nehmen den Hut vom Kopfe. Der Maienfelder aber schützt sich mit den drei höchsten Namen: Gott Vater, Gott Sohn, Gott Heiliger Geist!

Damit sind nun aber die Todesvorzeichen nicht erschöpft. Wir haben noch der Träume zu gedenken, in denen sich der Tod meldet. Alle in der Heiligen Nacht Geborenen sehen den Tod anderer im Traum voraus. Wenn einer in Fanas von schwarzen Kirschen träumt, muß er mit einem Todesfall in der Familie rechnen. Frau J. in Grüscher trug im Traum eine Menge Knochen unter dem Arme weg. Kurz darauf starb ihre Mutter. Daß der Tod auch rufen kann, hat eine andere Grüscherin erfahren. Sie war von schwerer Krankheit genesen und hatte sich bereits so weit erholt, daß sie die Hausgeschäfte wieder selber besorgen konnte. Da hörte sie aber eines Tages dreimal den lauten Ruf: Komm, komm, komm! Wenige Tage später legte sich die Frau zum Sterben nieder. Und noch ein Beispiel aus Grüscher. Da fühlte eine Frau die ganze Nacht etwas Kaltes neben sich im Bette, das weder zu erwärmen noch wegzuwischen war. Tags darauf starb sie. Es war der Tod, der neben ihr gelegen hatte. Zum Schluß eine seltsame Erscheinung aus Schuders. Als dort der alte Joos, der viele Jahre das Mesneramt versehen hatte, einmal ins Kirchlein trat, rollte eine geheimnisvolle Kugel durchs Schiff. Joos erkannte darin ein außergewöhnliches Todesvorzeichen, und wirklich starb kurz darauf das erst elf Jahre alte Burgeli.

All den genannten Todesvorzeichen kommt selbstverständlich erhöhte Bedeutung zu, wenn ein Kranker, gar ein Schwerkranker, im Hause liegt. In der Sterbekammer sind aber noch andere Zeichen wahrzunehmen: Der Kranke zupft ständig an der Bettdecke. Er ruft die Namen bereits Verstorbener auf, oder er hält mit dem Tod, der unsichtbar am Fußende des Bettes steht, Zwiesprache. So war es bei Fräulein K. Sie sprach an einem Dienstag lange mit dem unsichtbaren Gast und wiederholte immer wieder die Worte: Ja, ja, um zwölf Uhr, um zwölf Uhr! Daraufhin erkundigte sie sich von Mittwoch bis Samstag immer nach dem Wochentag. Nur am Sonntag unterließ sie das Fragen, starb dann aber punkt zwölf Uhr. Auch der schwerkranken Frau T. wurde die Todesstunde offenbart. Ihr Mann lachte sie aus, als sie mit

Bestimmtheit erklärte, abends um sechs Uhr sterben zu müssen. Der Tod trat auf die Minute genau ein. Manchmal schreitet der Tod festen Schrittes durch den Hausflur. Als es mit Frau M. zum Sterben ging, schlug in der frühen Morgenstunde der schwere Türklopfer dreimal laut an. Dann hallten Schritte durchs Haus und näherten sich der Türe. Die Todkranke richtete sich auf und starrte mit glänzenden, strahlenden Augen vor sich hin. Oft zupft der Tod dreimal leise an der Bettdecke, oder das Totentropfen läßt sich hören, ein Geräusch, das von Wasser, das in gleichem Rhythmus niedertropft, herzurühren scheint. Auch kann oft von «geübten» Leuten und dem Kranken selbst der «Totegschmack» wahrgenommen werden.

Und nun das Sterben! Es ist manchmal recht schwer, und nicht allen Menschen ist ein leichter und schöner Tod beschieden. Da ist besonders derer zu gedenken, die in ihrem Leben den Himmel offen gesehen haben. Sie können nicht sterben, ehe sie nochmals in den offenen Himmel hineingeblickt haben. Sie werden unter das Fenster gehalten oder im Bett ans Fenster gerückt. W.s Vater lag drei Tage in den letzten Zügen, aber sein Herz konnte nicht brechen. Da kam ein alter Vetter und fragte den Sterbenden, ob er im Leben einmal offenen Himmel gesehen hätte. Der Greis nickte matt und streckte zwei Finger aus. Darauf ließ ihn der Vetter ans Fenster tragen. Der Todkranke schaute zum Himmel auf, sah ihn offen, und das Herz stand still. W. selber, der nicht im geringsten an Gespenster glaubte, beteuerte mit aller Bestimmtheit, im Leben zweimal offenen Himmel gesehen zu haben. Er war auf der Runde durchs stille, schlafende Dorf, als der Himmel über dem Stelserberg plötzlich auseinanderklaffte und sich dann langsam, langsam wieder schloß. W. sah in eine übernatürliche Helle hinein, so daß er die Augen abwenden mußte. Selbst die Straße war so hell, daß er «hetti chönna Nadlä ufläsa!». Ein Peister, der mit unserm W. rein gar nichts zu schaffen hatte, schildert fast wörtlich gleich die Erscheinung des offenen Himmels.

Schwer sterben auch alle, die ein «ganzes Herz» haben. Auch sie müssen den Himmel offen sehen. Das ganze Herz ist nicht «zweiteilig»; es fehlen die Herzkammern, und «das Herzgrübchen ist ausgefüllt». Die alte Schierser Hebamme erkannte das ganze Herz schon beim Neugeborenen an der hochgewölbten Brust und beklagte jeweilen das Los des kleinen Erdenpilgers mit den Worten: «Häst es ganz Härzli, mueßt streng stärbal!». Nach einer alten Überlieferung sollen übrigens

alle Freimaurer ein «ganzes Herz» haben, das dann beim Eintritt des Todes zerspringt.

Eine vorsorgliche Schierser Hausfrau läßt kein Federbett auf dem Sterbenden, weil es sonst «nie mehr ruhig bleibt» und jede Nacht zu Boden rutscht. Da mag der alte Glaube mitspielen, daß einer auf einem Federbett nicht sterben kann, weil ihn die Unruhfeder des Huhnes daran hindert. — Gefürchtet ist andererseits aber auch der plötzliche Tod; denn «ungern denkt der Mensch daran, plötzlich und unvorbereitet vor Gott hinzutreten». Wer eines jähen Todes stirbt, muß alle Schuld zum «Jüngsten Gericht» mitnehmen, während ein anderer auf dem Krankenlager noch vieles gutmachen und in Ordnung bringen kann. Und es ist ein Gebet, wenn der Maienfelder sagt: «Dr Liebgott bhüetis vor emene jähe Tod!»

Im Sterben verläßt die Seele ihre irdische Behausung, den Körper. Nach den einen entweicht sie beim letzten Atemzug, eine Auffassung, die in der Redensart «seine Seele aushauchen» festgehalten ist. Nach andern ist sie erst entwichen, wenn die Leiche kalt und steif daliegt. Oft ist die entweichende Seele als feines Nebelchen oder zartes Räuchlein sichtbar. Sie kann durchs Schlüsselloch oder Ritzen ins Freie gelangen. Ein «Seelabalgga (= Seelenfenster), wie ihn die alten Häuser im Avers haben, ist nicht nötig, und die Fenster der Sterbekammer dürfen sofort geschlossen werden. In Schuders besucht die Seele vor ihrem endgültigen Abschied noch Orte, die ihr im Leben wichtig waren, besonders alte Heimstätten. Sie kehrt manchmal in die Sterbekammer zurück. Deshalb darf die Haustüre nicht geschlossen werden, während eine Leiche im Hause liegt. Die achtzigjährige Frau Th. wußte vom Hörensagen noch, daß nach dem Begräbnis drei Nächte lang für die zurückkehrende Seele Essen aufgestellt werden soll. Die beiden letzten Angaben beweisen, daß der Seele doch auch wieder eine gewisse Körperlichkeit zugedacht wird, und wir erfahren auch im folgenden, daß sie in verschiedenem Grade entmaterialisiert wird.

Als Nachbarn dem alten K. eines Morgens die Nachricht brachten, seine Frau sei während der Nacht im Spital verstorben, da erklärte er: «I weiß es scho, schi hätt schi kündt!» Sterbende oder eben Verstorbene zeigen durch ein Zeichen oder ihr Erscheinen lieben Angehörigen und Freunden den eigenen Tod an, sie «tüen schi kündte». Es pocht einmal oder dreimal laut an die Wand; die Stubenuhr klirrt oder sie bleibt plötzlich stehen; Geschirr springt; es wird dreimal Sand durch die Stube geworfen. Künden und Todesvorzeichen gehen vielfach inein-

ander über. Eine betagte Mutter, deren Sohn in Amerika lebte, wurde eines Nachts durch drei schwere Schläge an die Bettstatt aus dem tiefsten Schlafe aufgeschreckt. Kurze Zeit darauf traf die Nachricht vom plötzlichen Tode des Sohnes ein. Er war in jener Nachtstunde fern der Heimat gestorben. Bei Familie B. in Maienfeld war eines Abends ein Bursche aus der Nachbarschaft z'Hengert (= auf Besuch). Als er längst fort war und die Familie sich eben anschickte, ins Bett zu gehen, klopfte es dreimal an die Fensterscheibe. Sie eilten hin, aber niemand war da. Am Morgen zog man die Leiche des Burschen aus dem Mühlbach. Oft wird die Stimme des Verstorbenen vernommen. So rief ein Knabe aus Malans, der im Unterland bei einer Feuersbrunst umkam, dreimal laut seiner Mutter, die den Ruf in der fernen Heimat deutlich hörte. Frau H. in Seewis hatte eine verheiratete Dienstmagd, deren Mann auswärts schwer krank darniederlag. Da öffnete sich eines Abends lautlos die Türe der Mägdekammer und schloß sich ebenso leise wieder von selbst. Die Seele des sterbenden Gatten hatte sich gekündet. Oft behält die Seele mehr Leiblichkeit: Auswärts Sterbende treten schweigend ins Zimmer, hantieren etwas und gehen wieder leise davon. K., dessen Mutter draußen in der Herrschaft unverhofft an einem Schläge starb, spürte in der Nacht, wie eine Hand über seine Bettdecke strich, und er hörte die Stimme seiner Mutter, die flüsterte: «So, min Lieba, jetz goh-n-i!»

Ist der Tod eingetreten, werden Verwandte und Nachbarn sofort benachrichtigt. In Maienfeld, neuerdings auch in Seewis und Grüşch, wird später allen Dorfgemossen der Zeitpunkt der Bestattung mitgeteilt. Dabei bedienen sich die Ansager meist bestimmter Formeln, die heute allerdings immer mehr verschwinden. In Maienfeld gehört das Todansagen zu den Nachbarspflichten. Eine ledige Tochter geht im Konfirmandenrock von Haus zu Haus und spricht: «D'Burga Boner im Winkel lot guete Tag wünsche, und dr Liebgott hei dr Andrei versorget, und more em zwei sei d'Begrebnis!» Wo sie auf ihrem Gang um die Mittagszeit eintrifft, wird sie zum Essen eingeladen. In Grüşch gehen Kinder um und melden: «Dr Öhi Jann lat lä wüsse, daß s'Bäbi Babi gstorbe ischt und dasche sche am Fritig am eis vergrave tüent!» Sie erhalten in den Häusern ein kleines Geldstück.

Seltsamer mutet an, daß der Tod auch Tieren angesagt werden soll, besonders dann, wenn der Hausvater oder die Hausmutter auf dem Totenbett liegt. Das hat mindestens bei den Bienen zu geschehen. Ein Imker in Fanas, der dieser Forderung nicht nachkam, verlor sämtliche

Völker. Beim Ansagen werden die Bienen wie Menschen angesprochen. Man begibt sich im schwarzen Kleid zum Stock und zieht den Hut. In Valzeina kann ein schwarzes Blätzli an den Korb gesteckt werden, was den klugen Tierchen genug sagt. In Maienfeld soll der Tod auch den Schwalben verkündet werden. Sie ziehen sonst aus, und Unglück kommt über das Haus. Das Todansagen für Tiere hat nicht nur den Sinn einer gewöhnlichen Mitteilung. Nein, die Tiere werden vielmehr vor der dämonischen Gewalt des Toten, der Lebendes nach sich ziehen kann, gewarnt.

Ist der Todesfall bekannt geworden, kommen die ersten Besucher ins Haus und «gend s'Leid ab». Die alten Peister sagen dabei: «Es isch mer leid, was ni Leids gescheh isch, Gott mögni tröste!» In Schiers hieß es: «Ischt Chlas zum liebe Gott ganga, so gäb ihm Gott e fröhliche Uferstehig und ünsch allnä e seligs End!», worauf die Leidtragenden antworteten: «Danka, das gäbi Gott ünsch allnä!» oder «Es tüe Gott!» Der Besucher sprach mit gefalteten oder übereinandergelegten Händen und gesenktem Blick. In Seewis verabschiedete man sich von Leidtragenden mit den Worten: «Tröscht ni Gott!», und sie antworteten: «'s tüe Gott!»

Daß in Peist früher auch den Tieren im Stall «s'Leid klagt» worden ist mit der oben angeführten Formel, läßt vermuten, daß man einst auch bei uns allen Haustieren den Tod ansagte. Noch heute wird in manchen Gegenden Deutschlands das ruhende Vieh im Stall aufgejagt, damit es der Tote nicht nach sich ziehe. Dies Beispiel zeigt uns eindrücklich, wie allgemein und tief die Furcht vor dem geheimnisvollen Wirken des Toten einst war. Für das Volksempfinden war der Tote eben nicht völlig tot, und er ist es auch heute nicht, wie wir noch sehen werden. Er wurde deshalb mit der größten Vorsicht und Rücksicht behandelt. Beleidigt, konnte er zu einer unheimlichen Gefahr für die Lebenden werden. Die Volkskunde spricht deshalb vom «Lebendigen Leichnam», und viele Bräuche, die heute mit Pietät oder Hygiene begründet werden, wurzeln in dieser Angst vor dem böartigen Toten. Dazu kam die Furcht vor den Dämonen, die bei allen wichtigen Lebensübergängen, wie Geburt und Hochzeit, ganz besonders aber beim Sterben dem Verstorbenen und den Hinterbliebenen sehr gefährlich werden können. Bezeichnend ist, daß noch heute in mancher Totenkammer mit «Astrenza», der Wurzel der Meisterwurz, geräuchert wird, angeblich um «de Lichegschmack zvertribe». Unser Landvolk weiß aber, daß das gleiche Mittel gegen böse Geister und Hexen unfehlbar hilft. Mit



LEONHARD MEISSER

Nach dem Regen (38 x 54 cm)

der Dämonenfurcht mag auch der Brauch, die Fenster in der Totenkammer sofort zu schließen, zusammenhängen.

Dem Toten wird der Mund geschlossen. Die Leiche sei sonst nicht schön, sagt man, und das stimmt natürlich. Die Tatsache aber, daß der Unterkiefer oft nicht heraufgebunden, sondern mit einem frommen Buch, dem Evangelium, dem Gesangbuch oder dem Gebetbuch gestützt wird, deutet darauf hin, daß hier unbewußt die Angst vor dem Nachzehrer mitspielt; denn Leichen mit offenem Mund werden Nachzehrer. Sie kommen zurück und holen einen aus der engeren Verwandtschaft nach. Die heiligen Bücher wenden das Unheil ab. Sie geben aber auch dem Toten Ruhe; er kommt «ringer» in die Ewigkeit, weil sie ihn vor den bösen Dämonen, die sich seiner Seele bemächtigen wollen, beschützen. Von hier aus wird auch die Sitte, dem Toten ein frommes Buch mit in den Sarg zu geben, verständlich, ein Brauch, der am Schierserberg ganz allgemein geübt worden ist.

Auch die Sitte, bei der Leiche zu wachen, geht auf die Furcht vor dem Toten und den Dämonen zurück. Es heißt zwar heute: «Man wacht, weil es so Sitte ist. Man will die Hinterbliebenen in ihrem Schmerz nicht allein lassen!» Daß ursprünglich mehr dahinter zu suchen ist, wird an anderen Aussprüchen klar: «Man will den Toten nicht allein lassen. Es würde ihm weh tun. Er würde es empfinden!» Für das Volksempfinden kann der Tote eben noch hören und fühlen, ja sich bewegen. In Maienfeld mußten die Wachen abwechslungsweise Nachschau halten, ob der Tote noch die gleiche Lage habe. Die Auffassung, daß die Wachenden dem Toten die Rückkehr unter die Lebenden verwehren mußten, steckt in einer derben Maienfelder Überlieferung. Als da ein Schuster die Wache hielt, erhob sich plötzlich die Leiche. Der beherzte Mann aber sprang mit seinem Hammer hinzu und schlug den Toten nieder mit den Worten: Tot ist tot! — Daß die Leiche auch reden kann, haben Burschen am Schierserberg erfahren, als sie sich einen ganz besondern Spaß erlauben wollten. Sie erschienen als erste bei einer Leichenwache, nahmen unbemerkt die Leiche aus dem Sarg und stellten sie hinter den Ofen. Daraufhin legte sich einer der Ledigen in den Totenbaum. Wie sich nun die Stube mit Wachenden gefüllt hatte, begannen sie, mit geheimnisvollen Formeln den Verstorbenen ins Leben zurückzurufen. Es war abgemacht, daß der vermeintliche Tote sich alsdann zum Schrecken der Anwesenden aus dem Sarg erhebe. Aber die Zauberformeln waren wirkungslos, und als sie schließlich an den Sarg traten, fanden sie den Kameraden tot. Hinter dem Ofen hervor aber

trat die Leiche und redete mit den Burschen «in einer Sprache, die sie ihr Lebtage nicht mehr vergaßen». Die Geschichte illustriert zugleich ein Wort meines Gewährsmannes in Fanas, der sagte: «Bei uns glich die Wache gar oft einem wüsten Hengert. Es ist recht, daß sie immer mehr verschwindet!» Die Wachenden, die am Abend erschienen und bis zum Morgengrauen ausharrten, wurden um Mitternacht bewirtet. Und da kam es dann vor, daß der Wein zu reichlich floß, und die Folgen blieben natürlich nicht aus. In Peist, Valzeina und Schuders wird aber noch heute zum mindesten am Anfang der Wache vom Lesekundigsten aus der Bibel oder dem Gesangbuch vorgelesen. Und in Grüschi erschien um Mitternacht der alte Nachtwächter vor dem Sterbehaus und sang mit rauher, zitteriger Stimme:

«Ich bin ein Gast auf Erden und hab' hier keinen Stand;
Der Himmel soll mir werden, da ist mein Vaterland.
Hier muß ich Unruh' haben, hier reis' ich ab und zu;
Dort wird mein Gott mich laben mit seiner ew'gen Ruh.»

Während draußen in der Stube die Wachenden über den Verstorbenen plaudern, während sie von dem reden, was er in seinem Leben «geleistet und versäumt» hat, liegt er selber drinnen in der Kammer auf dem Laden, einem Brett, das über zwei Stühle gelegt ist. Nur ausnahmsweise wird der Tote im Bett aufgebahrt. Besonders traurig ist es, wenn Eltern für ihre Kinder «de Lade sueche müen», und ergreifend findet der Schmerz eines Vaters Ausdruck in dem Wort: «I ha gmeint, dr Suh suechi mier dr Lada, jetz suechi schinal!» Und wir verstehen nun auch eine Redensart vom Schierserberg: «Er gsiehd us, als obr uf em Lada lägi!»

Noch ist die Sitte, den Toten in seinem besten Gewande, gewöhnlich im «schwarze Häs», zu bestatten, besonders in den Berggemeinden nicht verschwunden. Früher war das allgemein Brauch. Am Schierserberg wurde den Männern zudem die Zipfelkappe aufgesetzt und den alten Frauen das Florkäppchen umgebunden. In Valzeina erhielt der Tote ein Halstuch, und Strümpfe dürfen auch heute nicht fehlen. Ja, aus Fanas weiß man zu berichten, daß einer einst nicht nur «nüglistmet Strümpf», sondern auch ein gestärktes Hemd mit Kragen und Krawatte bekam. Freunde oder Nachbarn tun dem Verstorbenen diesen letzten Dienst. In Maienfeld wurde früher meist die alte Hebamme gerufen, heute nicht selten der Stadtweibel. In Peist ist es Aufgabe des Sarg-

machers. In Valzeina und Fanas bekommt die Person, die das Einkleiden besorgt, als Entgelt ein Kleidungsstück des Verstorbenen, gewöhnlich ein Hemd. So ist heute noch deutlich zu erkennen, daß der Tote einst für die ganz materialistisch gedachte Totenreise ausgestattet werden mußte. Kam er nicht zu seinem Recht, gab man ihm nicht, was ihm zukam, kehrte er zurück und nahm Rache. Die Rückkehr aber mußte mit allen Mitteln verhindert werden. In diesen Zusammenhang hinein gehört wohl auch der Brauch, die Fußspitzen der Strümpfe zusammenzunähen, was in Maienfeld noch Ende des letzten Jahrhunderts gemacht worden ist.

An dieser Stelle ist auch die verstorbene Wöchnerin zu nennen, über die seltsame Redensarten umgehen. So heißt es in Schiers: «E Chimbetteri vergrabt ma mit de Schueh!» Und in Schuders: «E Chimbetteri chunnd mit Schueh und Strümpf in de Himmel!» oder «Ära Frau, wo in dr Chimbette stirbt, söll me d'Schueh alah!» Warum? Die tote Wöchnerin war als Wiedergängerin gefürchtet wie alle vorzeitig Verstorbenen, also Ermordete, Verunglückte oder im Kampf Gefallene. Man weiß aus ganz alten Aufzeichnungen, daß in gewissen Gegenden Deutschlands die verstorbene Wöchnerin sogar im Grabe gepfählt wurde. Man unternahm alles, um ihr den Weg ins Totenreich zu erleichtern: man gab ihr auch gutes Schuhwerk. Mit der Zeit hat sich die Auffassung geändert, das Mitleid mit der Toten und mit dem verlassenen Kinde hat die Oberhand gewonnen, und heute heißt es nun: Sie braucht neue Schuhe, weil sie zum Kind zurückkommen muß.

Besondere Bräuche kommen auch den ledig Verstorbenen zu. Jungfrauen tragen nicht selten Brautkranz und Schleier, in Maienfeld immer, wenn sie im Brautstand sterben. Die Jungmannschaft des Dorfes «tuet kranza». Der Sarg wird geschmückt. Und im Prätigau bekommen Träger und Pfarrer einen Rosmarinzweig. Alles Bräuche, die an eine Hochzeit erinnern. Und da ist auch die Erklärung zu suchen. Jungfrau und Jüngling haben ihre Bestimmung nicht erfüllen können, sie hinterlassen keine Nachkommen. So sollen sie wenigstens symbolisch ans Ziel gelangen. Es sind blasse Überreste der Totenhochzeit, die im Slawischen blutige Formen annahm, indem am Grabe eines Jünglings ein Mädchen geopfert wurde. Auch ledig Verstorbene waren als Wiedergänger gefürchtet.

Kommt die Stunde der Bestattung, so wird die Leiche mit den Füßen voraus aus dem Haus getragen und auf dem rechten Kirchweg zum Friedhof geleitet; denn auf dem rechten Kirchweg, auf dem auch die

kleinen Kinder zur Taufe getragen werden, haben die Dämonen keine Macht. Während die Leiche zu Grabe getragen wird, ist allerlei Zauber möglich. So kann einer seine Warzen los werden, wenn er während des Grabläutens die befallene Hautstelle unter dem Dachtrauf wäscht oder die Gebärde des Waschens ausführt. Noch sicherer ist der Erfolg, wenn er in ein Schnürchen so viele Knöpfe macht, als Warzen vorhanden sind, es alsdann während des Grabläutens unter dem Dachtrauf vergräbt und dazu spricht: «Es lüet dem N. N. ins Grab und i leg mini Warze ab!» In Schiers kann das Schnürlein auch während des Mittagläutens in die Landquart geworfen oder bei hellem Mondschein begraben werden.

Im alten Volksglauben besaß übrigens alles, was mit der Leiche in Berührung kam, Zauberkraft. Daß diese Auffassung auch in unserem Gebiet einst verbreitet war, zeigt ein Hexenprozeß aus dem Jahre 1655. Damals war in Jenaz die sechzigjährige Anna Barfla Bircher, genannt «d'Jegni», der geheimen Künste angeklagt, und als sehr belastend wird in den Prozeßakten ausgeführt: Diese Barfla hat sich auch dadurch der zauberischen Künste verdächtig gemacht, daß sie sich die Nadel, womit der Leichnam ihrer verstorbenen Schwester in ein Leinlaken eingenäht worden, heimlich aneignete. Wir haben hier zugleich einen Hinweis darauf, daß auch bei uns das Einnähen und Einwickeln der Leiche vorkam.

Damit sind wir am Schluß unserer Darstellung angelangt. Wir haben miteinander hineingelauscht in unser Bauernvolk, um zu erfahren, wie es über Tod und Sterben denkt, wie es fühlt und empfindet und wie es fertig wird mit der Tatsache, daß die Menschen «sind wie ein Schlaf; gleichwie ein Gras, das doch bald welk wird». Wir sind auf seltsame Sitten und Bräuche gestoßen, die in den Anschauungen und dem Glauben längst entschwundener Zeiten wurzeln, und aus den Äußerungen des Volksglaubens hat uns ein Hauch aus einer versunkenen Welt getroffen. Wir waren aber auch immer wieder ergriffen von der natürlichen, oft unter einem rauhen Äußeren verborgenen Frömmigkeit dieser einfachen Menschen.

Einmal ist mir das ganz besonders eindrucksvoll geworden, damals, als ich an einem heißen Sommertag meinen alten Gewährsmann oben am Berg aufsuchte. An den Hängen trugen die Bauern das duftende Heu ein, und verlassen lag der Hof in der Sonne. Ich fand den tauben Greis in der Stube, den ergrauten Bauernkopf über eine vergilbte Bibel gebeugt. Nachher saßen wir auf der Schwelle der Stalltüre. Wir schau-

ten in den flimmernden Nachmittag hinaus, und der Neunzigjährige sprach zu mir vom Tod. Aus seinen Worten aber klang die tröstliche Zuversicht eines Liedes von Paul Gerhard:

Es ist ein Ruhetag vorhanden,
da uns unser Gott wird lösen;
er wird uns reißen aus den Banden
dieses Leibs und allem Bösen.
Es wird einmal der Tod herspringen
und aus der Qual uns sämtlich bringen.
Gib dich zufrieden.

HEINRICH PESTALOZZI

* * *

Die bedeutsamsten Ereignisse in der Geschichte sind doch immer die Verwirklichung von Dingen, die man für unmöglich gehalten hatte. Es ist vergeblich, dem Fortschritte des Genies Grenzen setzen zu wollen; aber es ist noch aussichtsloser, die Auswirkungen des Wohlwollens zu begrenzen.

(Mutter und Kind)

Freiheit ist ein bloßes Gerede da, wo der Mensch entnervt ist, wo sein Verstand nicht mit Wissen gespeist und seine Urteilskraft vernachlässigt wurde, vor allem aber da, wo der Mensch sich seiner Rechte und Pflichten als eines sittlichen Wesens nicht bewußt ist.

(Mutter und Kind)